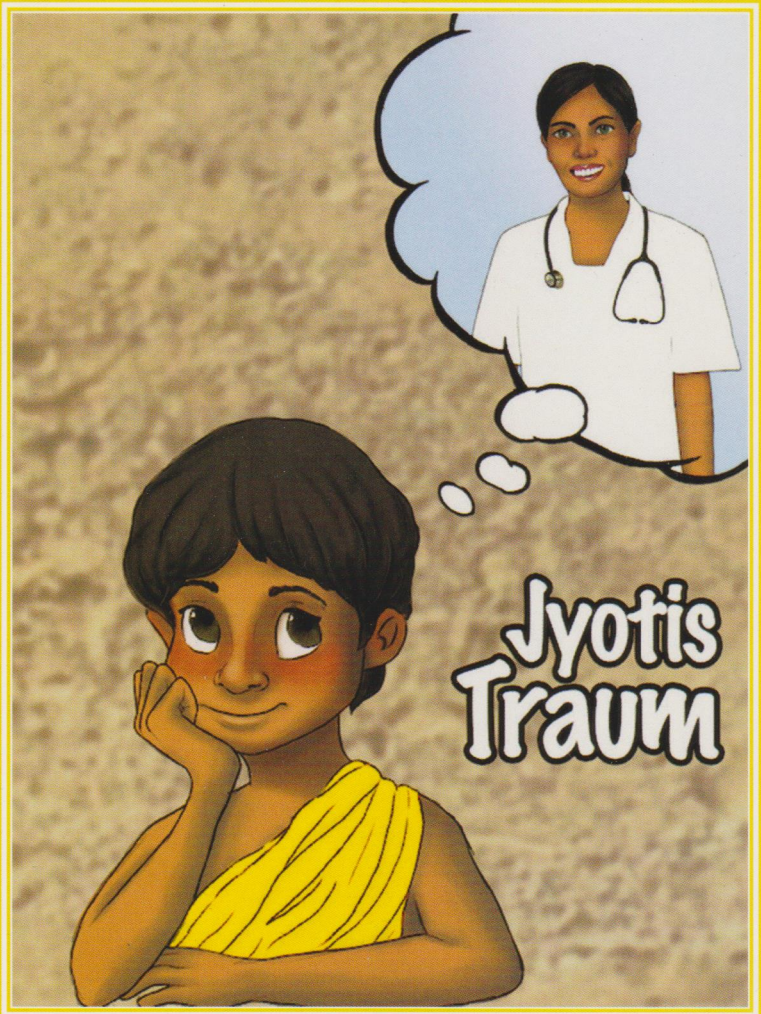


Simone Fischer



Das Findelkind

Jyoti spielte an ihrem Seidenschal. Immer wieder rollte sie die Enden des dünnen Stoffes mechanisch ein und dann wieder aus, ein und aus. Um sie herum war alles laut, die einfahrenden Züge in den Bahnhof, Autos, Rikschas, Mopeds und das Klackern von Absätzen auf den Steinen. Manchmal glaubte sie sogar, den brennenden Staub zu hören, den die Fahrzeuge besonders in der Mittagshitze aufwirbelten.

Sie hatte Hunger und noch viel mehr hatte sie Durst. Die Menschen nahmen im Vorbeigehen kaum Notiz von ihr. Zu sehr waren sie mit sich selbst beschäftigt, telefonierten oder liefen zielgerichtet zu ihrem Gleis in Richtung Bahnhofshalle. Doch manchmal gaben sie ihr auch etwas Wasser oder mal eine Banane. An diesem Morgen hatte sie sich in ihr Versteck zurückgezogen. Zwischen zerfallenen Pappkartons lag sie auf dem Boden. Der steinige Untergrund hatte ihre Haut über den spitzen Knochen an einigen Stellen blutig gescheuert. Ihr Magen schmerzte so sehr, dass sie nicht mehr stehen oder sitzen konnte. Ihre Mutter würde zurückkommen und sie finden. Da war sich Jyoti ganz sicher. Sie schaffte es gerade noch, ihren Schal halb über sich zu ziehen, bevor sie ohnmächtig wurde.

Plötzlich hörte sie eine leise Stimme und spürte Wasser auf ihren Lippen. Jyoti öffnete die Augen, als sich auf einmal jemand zu ihr beugte, ihren Kopf hielt und ihr einen Becher Wasser reichte. Sie erschrak, fuhr ängstlich zusammen und wäre am liebsten auf der Stelle unsichtbar geworden. Aber der Mann blickte sie mit freundlichen großen Augen an.

„Ich heiße Franklin“. Er sprach ruhig und leise.

„Und wer bist du?“

„Ich bin Jyoti“, antwortete sie und streckte ihm ihren Handrücken entgegen. Dabei versteckte sie ihren Daumen vor der Handfläche, so dass die anderen vier Finger nach oben zeigten. Franklin lächelte und strich ihr über das kurze dunkle Haar. Er

hatte verstanden, was sie ihm damit sagen wollte. Sie war vier Jahre alt.

„Wo sind deine Mutter oder dein Vater?“, fragte er.

Jyoti zuckte mit den Schultern und schaute unsicher auf das Schlagloch auf dem Untergrund.

„Nun, ich schlage vor, du kommst erst einmal mit und wir suchen zusammen nach deinen Eltern“, beruhigte Franklin.

Jyoti erschien der fremde Mann wie ein Riese. Er war groß und kräftig. In seiner hellen, weiten Stoffhose und dem weißen Leinenhemd kam er ihr noch größer vor. Er wollte ihr helfen aufzustehen, doch sie taumelte. Sie war zu schwach. Vorsichtig hob er sie auf und trug sie zu seinem Auto. Sicherheitshalber griff er auch den schmutzigen Seidenschal, mit dem er sie auf dem Rücksitz zudeckte. Jyoti war bereits in seinen Armen eingeschlafen.

Als sie aufwachte, wusste sie nicht, wo sie war. Sie lag in einem richtigen Bett in einem Zimmer mit einem Fenster mit Vorhängen und einem glatten Boden aus Holz. Alles roch fremd und sogar die Decke und das Kopfkissen dufteten. Noch nie hatte sie auf einem richtigen Kopfkissen geschlafen, nur auf alten Zeitungen. Jyoti schloss die Augen wieder. Wo war sie hier? Wann käme ihre Mutter wieder?

Noch bevor sich große Angst in ihr ausbreiten konnte, hörte sie die tiefe, wohlige Stimme des Mannes, der sie am Bahnhof in Bhopal gefunden hat. Aber dieses Mal war er nicht allein. Eine Frau mit dunkeln Haaren, die sie im Nacken zusammengebunden trug, saß in einem weißen Kittel neben Franklin an ihrem Bett und sah sie lächelnd an.

„Du bist also die kleine Jyoti. Was für ein schöner Name.“ Die freundliche Frau machte eine Pause und musterte sie mit warmen Augen.

„Weißt du, was er bedeutet?“

Jyoti schüttelte den Kopf.

„Jyoti steht für das Licht und meint die Leuchtende.“ Sie strich ihr zart über ihre Wange.

Jyoti blieb still liegen und ließ es geschehen. Die Frau hatte

so auffallend weiche Hände, dass sie sich wie Balsam auf der Haut anfühlten. Ihre Berührungen und ihre sanfte Stimme ließen sie ruhig werden. Alles kam ihr in diesem Augenblick langsam, leise und hell und zugleich unwirklich vor.

Sie legte die leichte Decke zur Seite und bemerkte, dass sie ein rosa Nachthemd anhatte. Vorsichtig strich sie über den weichen Baumwollstoff und strahlte. Noch nie hatte sie ein so schönes Kleid getragen. Und das sollte nur zum Schlafen sein?

Jyoti verstand nicht. Noch weniger konnte sie sich vorstellen, wie die Pflaster auf ihre Knie und Ellbogen und der Verband um ihren Fuß gekommen waren. Auf einmal wurde ihr angst und bange. Wo kam das alles her? Wo war sie und wer war diese Frau? Jyoti rollte sich ängstlich zusammen und zog das Laken über sich.

„Mama“, schluchzte sie und suchte mit ihren Augen den Raum ab.

„Es ist alles gut“, sagte die Frau mit der sanften Stimme und beugte sich zu ihr. „Du hast so tief geschlafen, dass du nicht einmal gemerkt hast, wie ich deine Wunden verarztet habe.“ Jyoti schaute die schöne Frau mit großen Augen ungläubig an.

„Ja, du hast richtig gehört. Verarztet. Ich bin Reetu und ich bin Ärztin. Ich helfe so tapferen Mädchen wie dir, dass kleine und große Schrammen nicht mehr weh tun.“

Jetzt lächelte auch Jyoti.

„Kannst du Mama auch helfen?“, fragte sie. „Sie hat schlimme Wunden an ihren Händen und Knochen.“

Franklin und Reetu schauten sich wortlos an. Nun waren sie ganz sicher: Jyoti kam aus einer Lepra-Familie. Ihr Vater war vermutlich früh daran gestorben und ihre Mutter so stark fortgeschritten daran erkrankt, dass sie nur noch eine Chance für Jyoti gesehen haben musste. Nämlich sie am Bahnhof abzusetzen in der Hoffnung, dass jemand ihr kleines Mädchen aufnahm oder zumindest, dass ihr dort Menschen etwas zu trinken und zu essen gäben, wenn sie nicht mehr da wäre.

Reetu senkte die Augenlider und drückte die Kleine an sich. Sie schlug vor, jetzt erst einmal etwas zu essen, was Jyoti mit

einem eindeutigen Kopfnicken bejahte. Unterdessen verab-schiedete sich Franklin von Reetu und versprach seiner kleinen Patientin, bald wieder zu kommen.

Franklin war ein katholischer Priester. Er wohnte mit eini-gen anderen Patres in einem Gemeindehaus in einem Nachbar-ort. Ganz nah daran befanden sich ein Kindergarten, eine Grundschule und eine weitere Schule für die Großen. Franklin hatte diese Einrichtungen vor vielen Jahren gegründet und stetig erweitert, damit Kinder, die keine Eltern mehr hatten oder deren Eltern so arm waren, dass sie ihre Kinder nicht ernähren konnten, eine Chance bekamen zu überleben.

Das Haus, in dem Franklin lebte, war groß, sehr groß sogar, fand Jyoti. Unten neben dem Eingang zeigte Franklin ihr eine Kirche. Die hohen Wände und dann noch die Figuren, die hinter dem Altar aus einer Mauer hervorragten und größer waren, als sie selbst, machten ihr Angst. Sie schaute zu Franklin, der sie ruhig anlächelte. Vorsichtig fasste sie nach seiner Hand und sah ihn hilfesuchend an.

„Schau“, sagte Franklin und zeigte mit dem Finger auf die Skulptur. „Das ist die heilige Maria. Sie ist die Mutter von Jesus Christus und sie beschützt alle Kinder. Auch dich.“ Wieder lächelte er sie mit seinen großen warmen braunen Augen an. Jyoti spürte, dass sie keine Angst haben musste.

„Mama“, flüsterte sie, als sie nun ganz nah vor der Madonna, der Marienfigur standen. Dabei füllten sich ihre Augen mit Tränen.

Vorsichtig beugte sich Franklin zu ihr herunter. Wieder hob er seinen Zeigefinger. Doch dieses Mal zeigte er ganz nach oben an die Decke, an der ein Himmelsbild gemalt war. Jyoti folgte seinem Blick.

„Ist Mama auch im Himmel?“, fragte sie.

„Ja, sie hat dich zu uns geschickt, dich beschützt und begleitet dich von dort aus immer und überall“, erklärte Franklin.

Jyoti war traurig. Viel lieber hätte sie ihre Mutter jetzt bei sich gehabt, statt da oben im Himmel. Sie vermisste die alte niedrige Baracke, eine kleine Hütte aus Wellblech, in der sie gelebt hatten,

und die Momente, wenn die Regentropfen dort manchmal laut getanz und sie sich zusammengekuschelt hatten.

Doch für Traurigkeit blieb keine Zeit. Ein weiterer Mann be-trat die Kirche. Es war Pater Lou, der zum Mittagessen lud.

„Ich bin Pater Lou. Und wie heißt du?“, fragte er.

„Jyoti“, entgegnete sie und lächelte jetzt. Denn Lou war viel kleiner und jünger als Franklin und sein ganzes Gesicht schien nur aus großen runden Augen und weißen Zähnen zu bestehen. Die zeigte er gerne, besonders wenn er lachte. Und das tat er oft. Er war lustig.

Als sie die Küche betraten, saßen bereits drei weitere Män-ner am Tisch. Auch sie waren wie Franklin und Lou Priester und damit Patres. Dann war da noch Schwester Anne.

Alle stellten sich vor.

Jyoti verstand nicht, wie diese Menschen hier lebten und was sie machten. Franklin erklärte ihr, dass dies eine Parish, ein Gemeindehaus, war. Der Ort, an dem die Priester lebten. Von hieraus nahmen sie sich den Armen und Kranken in der Umge-bung an. Jeder hatte dabei seine Aufgabe. Lou kümmerte sich zum Beispiel um die Landwirtschaft, um die Felder, die Ernte und die Tiere, damit die armen Menschen und vor allem die Kinder genug zu essen bekamen.

Am meisten aber gefiel Jyoti, dass jeder von ihnen, allen voran Lou, Witze erzählte und niemand Fragen stellte.

Sie aß ihren Dal, ein typisches indisches Linsengericht. Weil sie so tapfer ihren Teller leer gegessen hatte, bekam sie von Franklin noch eine Belohnung, nämlich einen Nachtisch.

„Lou hat extra etwas für dich gezaubert“, betonte er und tat dabei sehr geheimnisvoll, um die Spannung zu steigern. Lou stand bereits hinter ihr und blickte verheißungsvoll auf den Tel-ler in seiner Hand, über den er ein Tuch gelegt hatte.

„Tataaaaa“, rief er nun aus und zog dabei das Küchentuch spektakulär zu Seite. Auf der Platte lag eine gebackene Banane mit Honig und gehackten Cashewkernen.

Jyoti traute ihren Augen nicht. Zwar kannte sie Bananen und auch die Nusskerne, doch weil ihre Mutter so arm war, gab es

Bananen nur zum Geburtstag. Aber das, was sie nun vor sich sah, war etwas so Außergewöhnliches, wie sie es noch nie gesehen, geschweige denn gegessen hatte.

„Jetzt probier endlich, das ist für dich. Nur für dich“, drängte Lou sie in der Erwartung, ihr damit eine kleine Freude machen zu können. Alle Augen waren jetzt auf sie gerichtet. Langsam führte sie die Gabel zum Mund. Und siehe da, sie genoss die Nachspeise sichtlich. Weich, süß und warm schmeckte diese Banane.

„Hmmh“, machte sie und schloss dabei die Augen.

Franklin, Lou und Anne strahlten. Und Jyoti strahlte zurück.